

Christoph Nonn

Erwiderung auf Peter Schöttlers Rezension meiner Biographie über Theodor Schieder

(Vorbemerkung: Die Redaktion von Hsozkult hat die verfälschende und verzerrende Darstellung des Inhalts meiner Schieder-Biographie durch Peter Schöttler (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2013-4-227>) seinen Lesern besonders empfohlen. Meine Richtigstellung der von Schöttler verbreiteten Unwahrheiten hat die Redaktion dagegen in ihrem Archiv möglichst schwer auffindbar versteckt. Sie wird deshalb hier zugänglich gemacht, damit Interessierte sich selbst ein Urteil bilden können – über die Sache selbst wie über das Verhalten der Hsozkult-Redaktion.)

Die NS-Vergangenheit deutscher Historiker ist in der „Zunft“ lange weitgehend verdrängt und verschwiegen worden. In den 1990er-Jahren, kulminierend auf dem Frankfurter Historikertag 1998, wurde sie endlich breit thematisiert. Das war richtig, wichtig und bitter nötig. Pioniere wie Peter Schöttler, die diese Aufarbeitung anstießen, haben sich damit den Dank des Fachs verdient.

Seit dem Frankfurter Historikertag sind gut anderthalb Jahrzehnte vergangen. In dieser Zeit haben viele Autoren die Anregungen der Pioniere aufgegriffen und die Forschung weiterentwickelt. Sie haben das Wissen über Historiker im Nationalsozialismus ebenso vertieft und biographisch differenziert wie das Wissen über den Umgang der „Zunft“ damit nach 1945. Sie haben individuelle Motivlagen ausgelotet; Entwicklungsprozesse beschrieben und Diskurse analysiert; die Übergänge und Grauzonen zwischen Opposition, Opportunismus und Fanatismus beleuchtet. Und sie haben methodische Reflexionen über den Umgang mit ihrem Untersuchungsgegenstand angestellt und diese in ihre Arbeit einfließen lassen.

Thomas Etzemüller stellte 2003 in der Kontroverse um Hans Rothfels und den Nationalsozialismus die Frage: „Suchen wir Schuld oder wollen wir Gesellschaft analysieren?“¹ Wer Gesellschaft analysieren will, muss methodische Reflexion betreiben. Wer aber überzeugt ist, dass der Zweck einer Geschichte der Geschichtsschreibung nur die Feststellung von Schuld oder Unschuld ist, kann darauf verzichten. Was benötigt man für einen Schuldspruch methodische Instrumente wie das der biographischen Sonde, der kollektiven Denkstile, des kontrafaktischen Experiments oder des kollektivbiographischen Vergleichs? Was braucht man dafür das Nachzeichnen von biographischen Entwicklungen? Man braucht nur juristisch verwertbares Material. Aus dem ersten Kapitel meines Buchs hält Peter Schöttler in seiner Besprechung denn auch nur einen einzigen Umstand für erwähnenswert über die 25 Lebensjahre des Theodor Schieder vor 1933 – nämlich dass er „führendes Mitglied der rechtsradikalen, antisemitischen ‚Gildenschaft‘“² gewesen sei.

Schöttler ignoriert dabei, dass Schieder in der Deutschakademischen Gildenschaft, in der eine antisemitische Ausrichtung in Wahrheit heftig umstritten war, Rassismus und Antisemitismus 1930 als „Mythos“ abqualifizierte. Dem Nationalsozialismus erteilte Schieder unter anderem deshalb in den letzten Jahren der Weimarer Republik eine Absage. Seit 1933 änderte sich das,

¹ <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=284&type=diskussionen>> (letzte Einsichtnahme 9.1.2014).

² Zitate ohne weiteren Nachweis stammen hier und im Folgenden aus Schöttlers Rezension meines Buchs, Zitate mit Seitenangaben im Text aus dem Buch selbst.

und in den frühen 1940er-Jahren war Schieder zu einem Nationalsozialisten reinsten Wassers und rassistischen Ideologen geworden. Das wirft aus meiner Sicht Fragen nach den Ursachen dieses Wandlungsprozesses auf, denen ich in dem Buch nachgegangen bin. Nicht so für Schöttler. Denn indem er den konservativen Schieder der Jahre vor 1933 als „Rechtsradikalen“ etikettiert, setzt er einfach Konservatismus mit Nationalsozialismus gleich. Weil Schieder ein Konservativer war, war er in Schöttlers Augen eigentlich immer schon ein „Nazi“, und blieb es auch nach 1945: „Einen echten Neuanfang gab es nicht [...]“

Ich werde mir in dieser Entgegnung auf Schöttler im Folgenden allerdings verkneifen, die Thesen meiner Schieder-Biographie zu rekapitulieren. Wer sich für diese interessiert, wird das Buch selbst lesen müssen – zumal dessen tatsächlicher Inhalt in der Besprechung Schöttlers völlig verzeichnet wird. Hier kann nur auf die größten Unrichtigkeiten hingewiesen werden, die in der Rezension enthalten sind.

Der Rezensent registriert zunächst einmal „eine erstaunliche Selbstsicherheit, die es Nonn gestattet, den Schieder-Streit und das gesamte Forschungsfeld ‚von oben‘ zu betrachten und alle anderen Kollegen belehren zu wollen“. Er unterstellt, ich hätte mit meinem Buch „offenbar die Kontroverse abschließen“ wollen. In einem Buch dürfte vor allem das „offenbar“ sein, was darin steht. Hat Schöttler also die Einleitung gelesen? Denn darin heißt es ausdrücklich, dass es mir „nicht als Problem, sondern gerade als Gewinn“ erscheint, wenn das Buch „Leserin und Leser zum Widerspruch und Weiterdenken provozieren mag“ (S. 5). Und einige Seiten später wird das noch einmal unterstrichen (S. 12).

Dann folgt eine weitaus massivere Unterstellung Schöttlers. Denn ihm zufolge hat Christoph Nonn ständig Ingo Haar kritisiert, „obwohl er sich ganz offensichtlich auf dessen Recherchen stützt – ohne dies immer genau kenntlich zu machen“. Es ist also „offensichtlich“, dass Nonn von Haar abgekupfert habe. Wenn das so „offensichtlich“ ist, warum versäumt Schöttler es dann, diesen rufschädigenden Vorwurf irgendwie zu belegen? Gerade das schnelllebige Medium Internet erlaubt es zum Glück, solche Vorwürfe sehr skrupulös und detailliert zu belegen. Und H-Soz-u-Kult bietet praktischerweise die Möglichkeit, in Buchbesprechungen Anmerkungen zu setzen. Warum nutzt Schöttler diese Möglichkeit also nicht, um seinen Vorwurf durch zumindest ein paar Belege zu untermauern? An meiner Universität hat man bekanntlich einige Erfahrung im Umgang mit ähnlichen Vorwürfen. Wenn die Philosophische Fakultät der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität allerdings so lässig mit diesen umgehen würde wie Schöttler das tut, hätte Annette Schavan in fünf Minuten eine einstweilige gerichtliche Verfügung gegen die Entziehung ihres Doktorgrads durch die Fakultät erwirken können und wäre immer noch Bundesbildungsministerin.

Über das zweite Kapitel des Buches, in dem unter dem Titel „Grenzen verschieben“ Theodor Schieders Karriere zwischen 1933 und 1945 behandelt wird, urteilt Schöttler kurz und knapp: „Schieders Nähe zur NS-Ideologie und zu anderen NS-Historikern wird dabei heruntergespielt.“ Auch diese Behauptung belegt er in keiner Weise. Das ist wenig erstaunlich. Denn in meinem Buch beschreibe ich im Detail, wie Schieder seit 1933 den Weg „der Anpassung und Annäherung an den Nationalsozialismus“ ging, „bis hin zur weitgehenden Identifikation mit diesem“ (S. 117); wie Schieder „sich seit 1938 unzweideutig zum Nationalsozialismus“ bekannte (S. 118); wie Schieder nicht allein mit Erfolg „den Kontakt zu einflussreichen Nationalsozialisten an der Königsberger Universität“ suchte (S. 76), sondern sich 1939 „über den gemeinsamen Doktorvater Karl Alexander von Müller auch um Kontakte zu dem nationalsozialistischen Paradehistoriker Walter Frank“ und dessen „Reichsinstitut für die Geschichte des neuen Deutschland“ bemühte (S. 84); wie Schieder sich mit seiner Polendenkschrift vom Oktober diesen Jahres „in Gedankenspiele ein[klinkte], die am grünen

Tisch über die brutale Zwangsumsiedlung und Verschleppung von Millionen Menschen angestellt wurden, und schließlich in das größte Menschheitsverbrechen zumindest des 20. Jahrhunderts münden sollten“ (S. 90) und so beitrug „zur kumulativen Radikalisierung der Verbrechen“ (S. 92); wie während des Zweiten Weltkrieges die Gutachten und historischen Arbeiten der von Schieder geleiteten „Landesstelle Ostpreußen“ ein Klima mitproduzierten, das vor Ort „alltägliche Willkürakte von deutschen Behördenvertretern, Polizisten und ‚Volksdeutschen‘ an Polen ermöglichte – bis hin zu nicht autorisierten Erschießungen, ‚wilden‘ Deportationen und Mord“ (S. 101), und seine Stimme deshalb eine in dem „vielstimmigen Chorus“ war, der die „mörderische NS-Politik [...] legitimierte und radikalisierte“ (S. 119); wie Schieder „sich weiter, ja noch mehr als vorher für nationalsozialistische Ziele [engagierte], als das in diesem Umfang gar nicht mehr nötig gewesen wäre, nämlich als nach der Verbeamtung als Dozent 1940 und der Berufung auf einen Lehrstuhl 1942 seine langfristige akademische und materielle Existenz gesichert war“ (S. 120); und wie er schließlich noch im April 1945 wie Goebbels und Hitler im ‚Führerbunker‘ an Kriegswende und ‚Endsieg‘ glaubte (S. 115). Sieht es so aus, wenn die Nähe eines Historikers zum Nationalsozialismus heruntergespielt wird?

Nach dem Krieg und dem Verlust seines Königsberger Lehrstuhls wurde Theodor Schieder 1947 nach Köln berufen, obwohl dort auch Hans Rosenberg als Kandidat in der Diskussion gewesen war. Diese Berufungsgeschichte möchte Schöttler gerne als einen vieler „Kämpfe zwischen ehemaligen Nazis und deren Gegnern“ sehen, in dem NS-Netzwerke aus „alten Freunden“ einen der ihren durchbrachten. Schöttlers Problem ist allerdings, dass in Köln gar keine „alten Freunde“ von Schieder aktiv waren. Dieses Etikett ließe sich mit Mühe allenfalls dem Althistoriker Alfred Heuß anheften, der Ende der 1930er-Jahre auch in Königsberg gewesen war – aber Heuß trat als Lehrstuhlvertreter in Köln 1947 für Rosenberg ein. Nichtsdestoweniger glaubt Schöttler die These von den Machenschaften alter NS-Netzwerke retten zu können. Denn die treibende Kraft für die Berufung Schieders war in Köln Peter Rassow, und der sei ein „konservativer Mediävist“ gewesen.

Selbst wenn man absieht von der Frage, ob konservativ gleich nationalsozialistisch ist, wird hier einmal mehr einfach ignoriert, was nicht ins Bild passt. Denn Rassow war vor 1933 engagiertes Mitglied der linksliberalen DDP, trat als einer von ganz wenigen Privatdozenten unter den in Deutschland gebliebenen Historikern nie in die NSDAP ein und protestierte noch 1936 offen gegen die Diskriminierung von Juden. Nach 1945 wurde Rassow von den Briten zum ersten Dekan der Kölner Philosophischen Fakultät eingesetzt und engagierte sich nach Kräften für eine Entnazifizierung des Lehrkörpers.³ Für mich stellte sich deshalb die Frage, ob die historische Realität der Nachkriegsgesellschaft vielleicht doch etwas komplexer war, als dass sie mit dem einfachen Schema von „Nazi“ versus „Antinazi“ und dem vermeintlichen Erfolg von NS-Netzwerken hinreichend zu erklären wäre. Nicht dagegen für Schöttler.

Der widmet sich lieber besonders ausführlich meinem Kapitel über „1968“. Hier muss er endlich einmal nicht mehr mit unbelegten Unterstellungen arbeiten, hier kann er mir einen tatsächlichen Fehler nachweisen. Es geht um eine Auseinandersetzung auf dem Kölner Historikertag 1970 zwischen einer Professorengruppe um Schieder und protestierenden Geschichtsstudierenden, die ich in vier knappen Sätzen erwähne. Dabei bin ich der – in einer Fußnote mitgeteilten – Fehlinformation eines Zeitzeugen aufgesessen, nach der Josef Mooser einer der Studierenden gewesen sei (S. 317). Das war er nicht, und ich nutze dankbar die

³ Vgl. dazu bereits Frank Golczewski, Kölner Universitätslehrer und der Nationalsozialismus, Köln 1988, S. 350-353; Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 66-74; Leo Haupts, Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik, Köln 2007, S. 256ff.

Gelegenheit, mich hier auch öffentlich bei Herrn Mooser für diesen Fehler zu entschuldigen, nachdem ich das privat schon getan habe. Doch darum geht es Schöttler gar nicht, sondern darum, dass Stefan Breuer, der zweite namentlich erwähnte Studierende, zwar da war, aber eine etwas andere Erinnerung an die Ereignisse hat als Kurt Düwell und Hans-Ulrich Wehler. Ist es normal, dass Zeitzeugen einen Konflikt, an dem sie vor mehr als 40 Jahren auf verschiedenen Seiten beteiligt waren, auf verschiedene Weise erinnern? Oder belegen diese Unterschiede in der Erinnerung, dass mir „die Phantasie durchgeht“ und ich die Episode erfunden habe, wie Schöttler meint?

An anderen Stellen seiner Ausführungen zu dem Kapitel über die „Studentenrevolte“ ist jedenfalls ganz eindeutig, wem hier die Phantasie durchgeht. So referiert Schöttler zwar korrekt meinen Befund, dass die „Gleichsetzung der Studentenbewegung mit den Nationalsozialisten [...] um 1968 unter Historikern ausgesprochen gängig“ war. Dann unterstellt er aber, ich würde diesem zeitgenössischen Vergleich „implizit“ zustimmen. Das trifft nachweislich nicht zu. Tatsächlich habe ich in dem Buch direkt im Anschluss an die zitierte Stelle explizit die Überzeugung geäußert, dass „die Analogie zwischen 1968 und 1933 ein schiefes Bild“ ist und es sich dabei um einen „ausgesprochen fragwürdigen Vergleich“ handelt, der „auf beiden Beinen“ hinkt (S. 309f.).

Schöttler unterstellt mir in diesem Zusammenhang auch fehlende kritische Distanz zu Theodor Schieders Sicht von „1968“. Es sei mir „nicht in den Sinn“ gekommen, dass „sich hinter dem Gerede vom ‚latenten Bürgerkrieg‘ eine groteske Realitätsverweigerung alter, konservativer Männer verbergen könnte“. Das ist ebenso falsch. Ich habe vielmehr nicht nur betont, dass Schieder die Situation an den Universitäten in den Jahren um 1968 unnötig dramatisierte, „indem er die unangemessene Analogie zu 1933 bemühte“ (S. 317). Ich habe auch wiederholt hervorgehoben, dass die Perspektive von Schieder und der Mehrheit seiner Generation in dieser Hinsicht „von einem gewissen Realitätsverlust geprägt war“ (S. 304), dass er seit 1968 „Verschwörungstheorien“ konstruierte und seine Interpretationen der gesellschaftlichen Lage in der Bundesrepublik seitdem „kaum einen Bezug zur Realität hatten“ (S. 305), dass er unter „getrübt Wahrnehmung“ litt (S. 306) und sich geradezu in eine düstere Paranoia hineinsteigerte (S. 221f.).

Freundlicherweise konzidiert der Rezensent dem Autor am Ende, „natürlich“ enthalte dessen Buch „auch einige interessante und neue Informationen“. Welche das sind, wird dem Leser der Besprechung zwar vorenthalten. Nonn habe aber immerhin „Schieders Nachlass gründlich ausgewertet und zitiert häufig aus dessen Briefwechseln. Vielleicht sogar zu häufig, denn es dominiert eine Binnenperspektive, die kaum kontextualisiert wird.“ Dass ich die Biographie Schieders immer wieder mit der von mehr als drei Dutzend Kollegen seiner Generation abgeglichen habe, um Alternativen zu seinem Verhalten und Handlungsspielräume des Historikers in Nationalsozialismus und alter Bundesrepublik auszuloten, hat mit Kontextualisierung wohl nichts zu tun. Jedenfalls interessiert das den Rezensenten nicht. Was ihm fehlt, sind „ein paar Stichproben aus den Nachlässen von DDR-Historikern oder Franzosen, Engländern, Amerikanern mit Eindrücken über Schieder“. Solche Eindrücke aus dem Nachlass von Schieders deutschamerikanischem Gegenstück Hans Rosenberg zitiere ich zwar mehrfach. Rosenberg ist Schieder allerdings, bei allen politischen und fachlichen Gegensätzen zwischen den beiden, persönlich immer mit Respekt begegnet. Ich hätte mich also stattdessen auf das Urteil von weniger respektvollen „DDR-Historikern“ oder Ausländern verlassen müssen, die Schieder flüchtig auf Historikertagen gesehen haben.

Abschließend zitiert der Rezensent den letzten Satz des Buches, nach dem der verspätete Wandel der deutschen Geschichtswissenschaft zur Sozialgeschichte, zur Infragestellung

nationaler Traditionen und zur Etablierung des Nationalsozialismus als negativem Bezugspunkt „nicht gegen das bürgerlich-protestantische Zunftmilieu erfolgen, sondern nur aus diesem Milieu heraus angestoßen werden“ konnte. Meine Schlussfolgerung, endet Schöttler, sei also „die These, dass alles so kam, wie es kommen musste, und das sei auch gut so“. Das habe ich weder geschrieben, noch denke ich es. Wer würde es denn nicht für besser halten, wenn die Bundesrepublik Deutschland und ihre Historiker sich schon in den 1950er-Jahren ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit gestellt hätten? Nur geht es bei Geschichtsschreibung doch nicht allein darum, ob etwas gut oder schlecht war. Es geht auch darum zu ergründen, welche Ursachenfaktoren und Kausalketten eine Rolle spielten, welche realen Handlungsspielräume die historischen Akteure hatten, welche praktischen oder aber auch nur theoretischen Alternativen bestanden. Es geht um die Fragen, warum es so gekommen ist, wie es kam; ob es hätte anders kommen können; und warum das nicht geschehen ist. Oder?